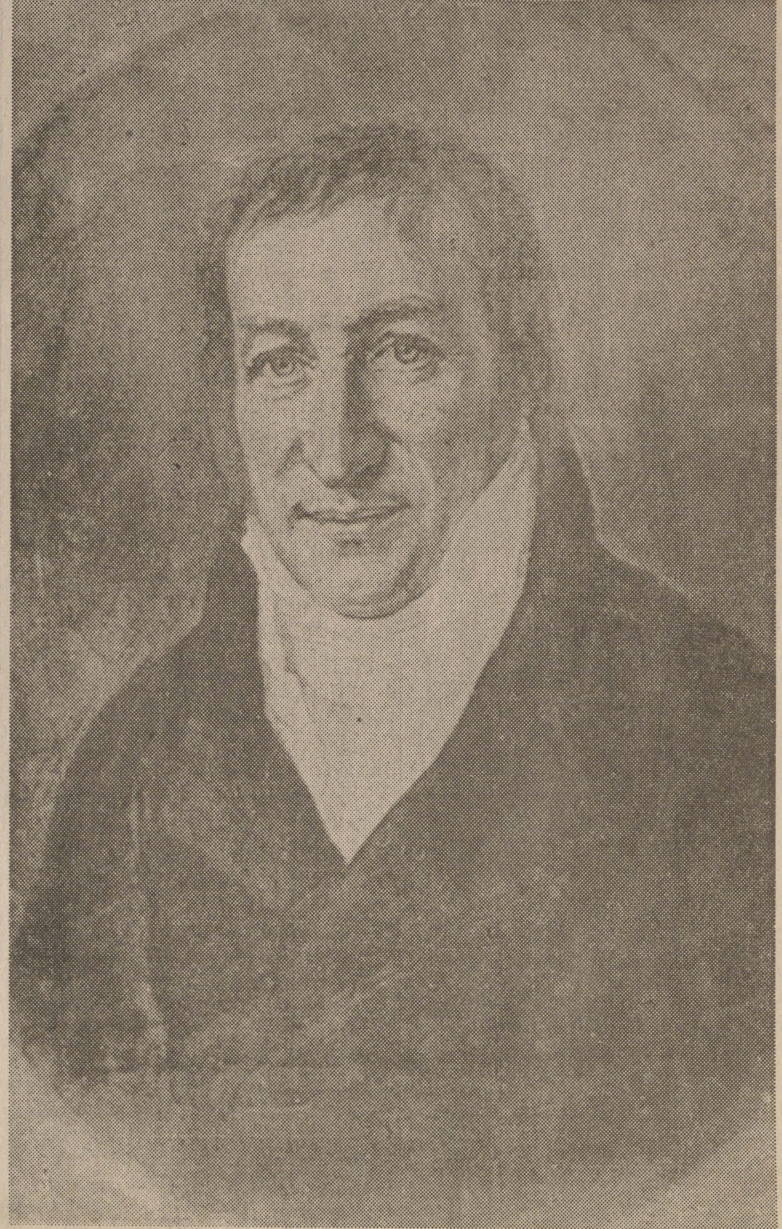
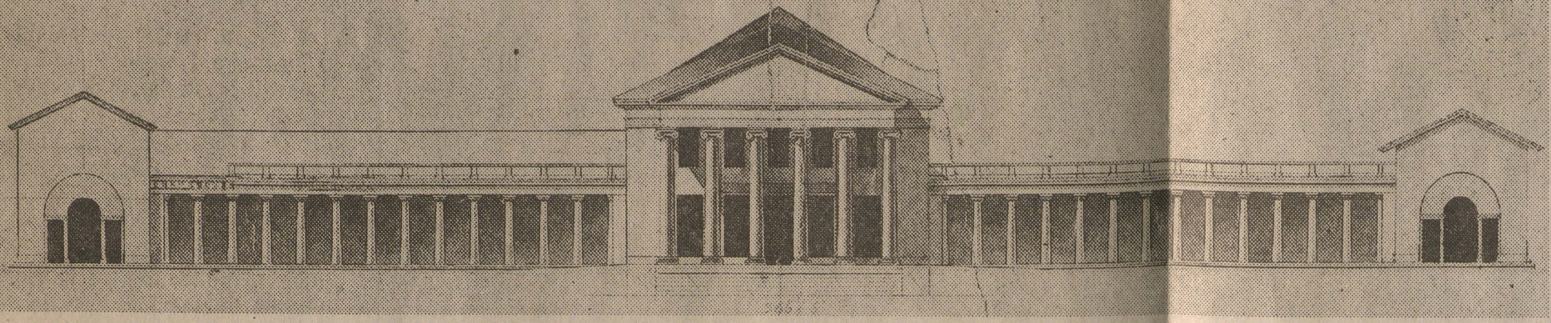


12. 18 1992

MAGAZIN

Wiesbadener
Kurier
12. 1992. P.M.

WIESBADENER KURIER AM WOCHENENDE



Johann Christian Zais Bilder: Landeshauptstadt Wiesbaden

*Mit seinem Kurhaus-Projekt hat Johann Christian Zais ein Zeichen gesetzt und einen städtebaulichen Standard vorgegeben

BERTHOLD BUBNER

„Die Parthie wird groß und edel“

Vor 175 Jahren entwarf Johann Christian Zais den Plan für Wiesbadens Historisches Fünfeck

In der langen und wechselvollen Geschichte Wiesbadens bezeichnet der 16. Januar 1818 insofern ein für die Stadt entscheidendes Datum, als sich mit der Idee zum Historischen Fünfeck erstmals eine schlüssige städtebauliche Konzeption präsentierte, die im weiteren Verlauf des 19. Jahrhunderts zugleich Grundlage für die spektakuläre bauliche und gesellschaftliche Entwicklung war. Noch im ausgehenden 18. Jahrhundert zählte das durch Mauern und Gräben befestigte Wiesbaden gerade 2500 Bewohner und damit zu den weniger bedeutenden Ansiedlungen der Region. Dieser Zustand wandelte sich allerdings rasch mit dem Eintritt in das 19. Jahrhundert. Aufklärung und französische Revolution hatten für die neue Epoche eine tiefgreifende Erschütterung überkommener geistiger und sozialer Strukturen bedeutet, die im Ruf nach Freiheit und bürgerlicher Selbstbestimmung ihren Ausdruck fand.

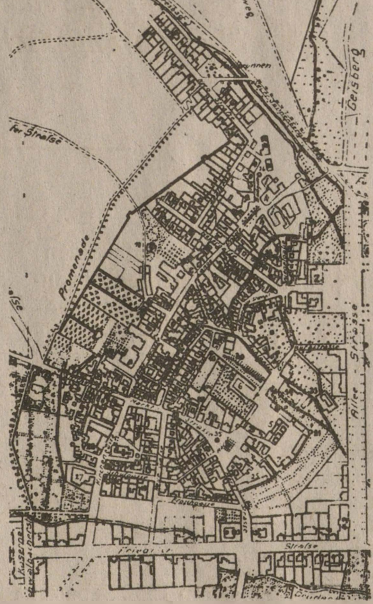
Die politischen Veränderungen der napoleonischen Zeit hatten zudem die nassauischen Besitzungen erheblich erweitert, und das zur Größe eines Mittelstaates gewachsene Land war 1806 Herzogtum und Wiesbaden zwangsläufig Sitz der Regierung geworden. Der Zuzug von Ämtern und Behörden wurde für die junge Residenz von erheblicher wirtschaftlicher und politischer Bedeutung. Die Verschönerung der Stadt durch neue Straßen, Bauten und Plätze war damit nicht allein Anliegen eines durch die Liberalisierung sämtlicher Lebensverhältnisse gestärkten Bürgertums, sondern ebenso ein Erfordernis landesherrlicher Repräsentation.

Bereits 1804 war der für das Bauen zuständige Baudirektor Carl Florian Goetz (1763—1829) durch Friedrich August (1803—1816) zu einem Generalplan beauftragt worden, der sowohl den Neubau eines „Conversationshauses“ am Sonnenberger Tor (Kaiser-Friedrich-Platz) als auch die städtebauliche Rahmung der südöstlichen Flanke durch eine großzügige Allee (Wilhelmstraße) vorsah, zudem an der Frankfurter Chaussee eine rechtwinklig abzweigende Straße (Friedrichstraße) mit Modellhäusern ermöglichen sollte sowie einen repräsentativen Platz an der Einmündung der alten Biebricher Chaussee. Durch sogenannte „Baugnaden“ begünstigt, entstanden bald darauf die zierlichen Reihen regelmäßig zweigeschossiger Bauten, die mit ihren ausgewogenen Formen dem Stadtbild die gewünschten anspruchsvolleren Dimensionen verliehen und bis zur Jahrhundertmitte das Erscheinungsbild Wiesbadens bestimmten.

Orientierte sich diese städtebauliche Konzeption noch am System barocker Stadterweiterungen des 18. Jahrhunderts, so löste sich Wiesbaden durch die Berufung von Johann Christian Zais (1770—1820) aus dem württembergischen Cannstadt im Jahre 1805 und vermögeseinerzielstrebig verfolgten visionären Ideen in einem dramatischen Prozeß urbanistischer Entwicklung jedoch bald aus den Beschränkungen seiner bisherigen Geschichte.

Mit der auf mehrfache Empfehlung getroffenen Wahl des gelehrten Steinmetz und an der Hohen Karlschule in Stuttgart sowie bei dem Klassizisten Friedrich Weinbrenner (1766—1826) in Karlsruhe ausgebildeten Architekten war für die städtebauliche Zukunft Wiesbadens eine Entscheidung getroffen

fen worden, die sich als bald in raumgreifenden, die bisherigen kleinstädtischen Bauverhältnisse bewußt negierenden Planvorstellungen realisierte. Schon wenige Jahre nach Eintritt in das herzogliche Bauwesen galt Zais als der gefeierte Architekt des Kurhauses (1808—1810), erweiterte er diesen Komplex seit 1812 durch eine zukunftsorientierte städtebauliche Konzeption am Sonnenberger Tor, die sowohl das berühmte Badehotel „Vierjahreszeiten“, den Bau eines Theaters und weiterer Gebäude zum Gegenstand hatte, wurde 1813 federführender Architekt des Erbprinzenpalais und



1817: Schon grenzen Friedrich-, die spätere Wilhelm- und Taunusstraße den Stadtkern in seiner Bebauung ein

schließlich — neben zahlreichen Wohnbauten — 1818 Verfasser des Generalbauplanes, welcher das künftige Bauwesen Wiesbadens bestimmte.

Als Herzog Friedrich August im Jahre 1807 die Gründung einer Aktiengesellschaft zum Bau eines „Conversationshauses“ aus schrieb, verfolgte man neben den balneologischen Aspekten durchaus auch Vergnügungsinteressen, zumal das Fehlen eines adäquaten gesellschaftlichen Mittelpunktes insbesondere auch von den Gästen und Spielpächtern stets bemängelt wurde. Dem Prospekt waren Abbildung und Grundriß eines Gebäudes mit beidseitig geschwungenen

Kolonnaden beigegeben, welches in seiner weitausholenden Geste architektonische Motive eines feudalen Herrschersitzes des 17. und 18. Jahrhunderts auf den relativ jungen Bautyp des Gesellschaftshauses zu übertragen versuchte. Dieser nach barocken Vorbildern Andrea Palladios (1508—1580) entlehnte Baugedanke wurde von Zais zu einem langgestreckten Komplex, bestehend aus einem Saalbau mit sechs säuligem ionischem Portikus, seitlich anschließenden Kolonnaden und Eckpavillons fortentwickelt und nach zweijähriger Bauzeit 1810 dem staunenden Publikum übergeben. In der vornehmen Distanz des Äußeren und der prächtigen Innengestaltung zeigte sich hier erstmals und vorbildhaft der zeitlos gültige Geist der Klassik, der, durch den philosophisch-literarischen Idealismus der Epoche getragen, in der römischen Vergangenheit der Stadt eine gesicherte Grundlage fand.

Mit diesem Bau hatte Zais zugleich einen städtebaulichen Standard gegeben, der durch die Neugestaltung des stadtseitigen Platzes am Sonnenberger Tor mit dem südlich gelegenen Badhaus, dem Theater gegenüber, den nach Westen gestaffelten Gebäuden — dem eigenen Wohnhaus und dem Nassauer Hof — sowie den 1827—35 erstellten Kolonnaden erweitert und ins Monumentale gesteigert wurde.

Insbesondere das seit 1816 in eigener Regie erbaute Badhaus „Vier Jahreszeiten“, dessen kostbare Inneneinrichtung in den Beschreibungen als von zeitloser Eleganz und Schönheit überliefert ist, war mit dem Leben seines Erbauers und dessen allzu frühem Tod 1820 in schicksalhafter Weise verbunden. Während der Planungsarbeiten zu dem 1827 erbauten Theater schrieb Zais einem seiner Söhne: „Die Parthie wird hierdurch groß und edel, und machte mich recht glücklich, wenn alles nach meinem Wunsche ausgeführt würde. Sie dürfte dann im Zusammenhang mit der übrigen schönen Natur und vielen anderen großen Anlagen in der Schönheit wetteifern...“ Mit diesen Sätzen waren elitärer Anspruch und beabsichtigte Wirkung des Vorhabens umrissen, wogegen die erhoffte Distanz und weltabgeschiedene

Exklusivität des Arrangements noch gänzlich der absolutistischen Welt des 18. Jahrhunderts zugehörten schien — in den schriftlichen Anmerkungen zu dem großen, leider verschollenen Generalbauplan von 1818 wird diese distinguierte und konservative Haltung des Künstlers besonders deutlich.

1813 war Zais vom Herzog beauftragt worden, für den Erbprinzen Wilhelm ein Palais in der unteren Wilhelmstraße zu errichten, welches durch den baldigen Tod der Auftraggeber nie bestimmungsgerecht vollendet, mit dem 4-säuligen ionischen Portikus vor der 17-achsigen Fassade wiederum den Einfluß des englischen Palladianismus des 18. Jahrhunderts vertrat. Der Bezirk um das Cursaalgebäude erhielt mit diesem letzten noch bestehenden Monumentalbau aus der Hand von Zais ein bedeutendes Gegengewicht, das nach einer weiteren und umfassenderen architektonischen Gestaltung der gesamten Stadt verlangte. 1817 hatte Goetz am oberen Ende der Friedrichstraße und gleichsam als deren Endpunkt die Infanteriekaserne errichtet, die der Schwalbacher Straße als neuer, westlicher Begrenzung der Stadt die Richtung gab. Am 3. Mai im selben Jahr wurde Zais deshalb aufgefordert, Vorschläge zur Neuordnung der nördlichen Stadt zur Eröffnung der Webergasse und der zweckmäßigen Verbindung des Stadtkerns mit dem bereits seit 1810 in Ausdehnung begriffenen Handwerkergebietes, dem heutigen Bergkirchenviertel, als Fortsetzung des historischen Quellengebietes zu machen. Am 16. Januar 1818 legte Zais einen weiterführenden Plan über die Verbindung der bereits bebauten Nerostraße mit der Webergasse vor, der durch die Anlage einer neuen, ungefähr parallel zur Saalgasse geführten „Allee über den sogenannten heidnischen Berg“ (Röderstraße) gekennzeichnet war. Diese berührte die Nerostraße steilabfallend im rechten Winkel und fand auf der Anhöhe, dem ehemaligen Standort des größeren der beiden römischen Kastelle, ihren durch ein Rondell erweiterten Anschluß an die Flucht der Schwalbacher Straße. Mit dieser Konzeption vollzog Zais den entscheidenden Schritt zum historischen Fünfeck, zu dessen weiterer Ausgestaltung er noch am selben Tag und mit der Maßgabe, ihn in

„seinen anderen Baugeschäften“ nach besten Kräften zu entlasten, beauftragt wurde. Am 3. März 1818 legte er einen umfassenden Generalplan über das gesamte Stadtgebiet vor, in dem er seine weiteren stadtplanerischen Ansichten vollständig entwickelte und der leider nur in den schriftlichen Erläuterungen erhalten ist.

In einer großartigen, den historischen Stadtkern umkreisenden Gesamtschau konkretisierte er damit die Leitlinien seiner in die Zukunft weisenden Ideen, welche die bereits vorhandenen Baufluchten der Wilhelmstraße, der Fried-



1826: Das Historische Fünfeck mit hinzugewonnener Röder- und Schwalbacher Straße zeichnet sich schon klar ab

richstraße und der projektierten Schwalbacher Straße nutzte, um die dreiseitige alleearartige Einfassung der Stadt durch die Promenaden der Röder- und Taunusstraße zum fünfseitigen Polygon zu ergänzen. Die südliche Verlängerung der Wilhelmstraße war von der Regierung zunächst bis zur künftigen Luisenstraße geplant. Bei doppelseitigem Ausbau der Luisenstraße mußte Zais um den schicklichen und architektonisch angemessenen Anblick von Süden fürchten und schlug deshalb die sofortige Ausdehnung bis zu einer lediglich nordseitig zu bebauenden Allee, der heutigen Rheinstraße vor, die in der Tat bis 1860 als wohlgestalteter Prospekt das Bild der Stadt von

Süden bestimmte. Es war dort und am Ausgang der verlängerten Kirchgasse ein großer Platz vorgesehen, welcher als Einzelgebäude der katholischen Kirche und einen Verwaltungsbau aufnehmen sollte, um ein religiöses und bürgerliches Gegengewicht zum Biebricher Schloß zu schaffen, weil dies von dort durch eine Achse erreichbar war. In dieser Form der Platzgestaltung zeigte sich wiederum Zais' Vorliebe für Stadtgestaltungen aus der Zeit des aufgeklärten Frühklassizismus. Die spätere Lösung für diesen Platz in seiner heutigen Gestalt erfolgte auf Vorschlag der Kollegiat-Kommission und war für Zais lediglich ein Kompromiß. Mit dem Luisenplatz war jedoch ein städtebaulicher Kontrapunkt zum Kurbezirk geschaffen worden, der in künstlerisch angemessener Weise die Allee von Biebrich aufnahm und die späteren Baugebiete südlich der Rheinstraße mit der Adolfsallee als Achse erschloß.

Besonderes Anliegen war für Zais die Erhaltung der landschaftlichen Situation um das Kurhaus und östlich der Wilhelmstraße, wobei sich im gestalteten Gegensatz von Kunst und Natur die Polarität des klassizistischen Ideenwelt und in der Bemühung um Ungestörtheit und Exklusivität dieser gehobenen gesellschaftlichen Sphäre sich zugleich seine hierarchische, noch dem 18. Jahrhundert zugehörige Vorstellungswelt dokumentierte.

Das Kurzentrum wie überhaupt die gesamte städtebauliche Situation Wiesbadens hat sich seitdem verändert. Gleichwohl ist die nachfolgende Ausdehnung der Stadt und ihr überall erlebbarer städtebaulicher Bezug auf das Historische Fünfeck durch diese Ordnungsfigur vorgegeben und bis heute in ihrer Systematik von geschlossener Bebauung und durch Landhäuser reizvoll gestalteter Umgebung einer der großen städtebaulichen Vorzüge geblieben. Johann Christian Zais war der eigentliche „Bildhauer“ des Wiesbadener Stadtbildes gewesen. Zugleich war er an der Schwelle zum 19. Jahrhundert einer derjenigen seiner Epoche, welche die Begeisterung für die Architektur noch als sinnlichen Genuß, und damit anders als die gelehrte-kritische Haltung der nachfolgenden Generation, erlebte.

WILHELM SCHUSTER

Die Beine im Pelzsack

Vom einfachen Schlitten-Gerät zur fürstlichen Winter-Equipage

Ursprünglich waren Schlitten einfache Geräte, auf denen Lasten gezogen werden konnten. Unsere Ahnen schleiften ihre Jagdbeute auf belaubten Ästen, auf Schilfbündeln oder auf Fellen in ihre Hütten. Das geschah nicht etwa nur im Schnee, sondern auch auf Gras in der Savanne. „Zugtier“ war der Mensch. Die ersten Gleitkufen aus Kantholz, auf denen ein Rutengeflecht lag, bauten sich Höhlenbewohner. Im Torf eingebettet und konserviert, fanden Archäologen einen sieben-tausend Jahre alten breitkufigen



Kufen auf dem Eis

Schlitten, den Haustiere zogen. Auch noch die Kaufleute der Hochkulturen in China, Mesopotamien und am Nil transportierten ihre Waren auf derartigen Schlitten, ehe dann um 3500 v. Chr. das Rad erfunden wurde und die ersten Karren rollten.

Im Norden erwiesen sich Kufen auch weiterhin als geeignet, weil sie im Schnee nicht einsanken. Die Herrscher in den Schneeregionen ließen sich aufwendige und repräsentative Prunkschlitten bauen. Sie selbst hüllten sich in warme Felle, die in dem kistenartigen Aufsatz ausgebreitet lagen. Um 800 n. Chr. machten es sich Wikinger- und Normannenfürsten im Fond gemütlich, wenn sie mit ihren Frauen unterwegs waren. Auf reich verzierten Kufen, die beidseitig halbrund hochgezogen waren, ruhte der verzierte Wagenaufsatz. An den vier Ecken des „Wagens“ ragten aus Holz geschnitzte Tierköpfe hoch, die Dämonen vertreiben sollten. Die Schlitten wurden von Hunden, Rentieren oder Pferden gezogen.

Die hohe Zeit der Schlitten-Equipagen begann im 17. Jahrhundert. Auf dem sogenannten Bockschlitten saßen um 1650 die Fahrgäste rittlings. Der gepolsterte Sitz vorn hatte einen figurativen Halter und nahm wie ein heutiger Motorsitz zwei Personen auf. Er war



Schlittengespanne vor dem Brandenburger Tor in Berlin um die Jahrhundertwende

Bilder: Schuster

auf einem Bogengestell befestigt, das die beiden Kufen hielt, die ihrerseits mit holzgeschnitzten Tier-, Engel- oder Nymphenstatuetten geschmückt waren. Die Schlittenfahrer froren jedoch, weil die Füße seitwärts baumelten und daher den Fahrtwind voll zu spüren bekamen. Viele noble Damen und Herren fühlten sich viel wohler auf Jagdschlitten, die sie bei der Ausfahrt zweckentfremdet zur Modenschau nutzten. Die Frauen saßen dabei in einem „Boot“, hatten die Beine in warme Pelzsäcke verpackt.

Der russische Hochadel ersetzte den Pomp durch Gemütlichkeit. Man ließ sich in den kutschenartigen Aufbau eines Reiseschlittens heiße Ziegelsteine legen oder beheizte im Fond ein Kanonenöfchen. Iwan und Co. spannten drei Schimmel vor. Die „Troika“ wurde mit Peitschenknall und lauten Zurufen angetrieben, während der Wodka reichlich durch die Kehlen floß. Nur am Hof des Zaren ging es noch prunkvoller zu. Peter der Große liebte karnevalsartige

Umzüge und ließ dabei sechzig und mehr exotisch anmutende Schlittengespanne auffahren, deren prächtigste von Bären gezogen wurden. Den Edelleuten wurde je nach Rang vorgeschrieben, ob ihre Schlitten von Rentieren, Ochsen, Hunden oder gar Schweinen gezogen werden sollten.

Noch bekannter waren die Schlittenfahrten am Hof von Kaiserin Maria Theresia. Sobald der Schnee in Wien zwischen dem Dreikönigstag und Aschermittwoch genügend hoch lag, bestimmte die Monarchin persönlich die Reihenfolge der Prunkschlitten, gestaffelt nach Rang und Namen ihrer Besitzer. Die goldbeimalten Figürchen, Blümchen, Schmetterlinge, Ästchen und Blättchen der königlichen Karossen auf Kufen erdrückten beinahe den gut gefederten und funktionell einwandfreien Schlittenaufbau. Das Galagespann Ihrer Majestät zogen sechs Schimmel. Die Fahrt begann im Schloßhof, führte quer durch die Stadt und lockte die Bürger zu Tausenden auf die Straße.

Der prominenteste Schlittenfahrer war vermutlich der bayerische Märchenkönig Ludwig II., der sich in seinem Prunkschlitten gern durch die nächtliche Stille der winterlichen Landschaft kutschieren ließ, begleitet allein von seinen engsten Getreuen.

Während seiner Zeit zeichnete sich schon ab, daß die Zeit der „vergoldeten Kufen“ ausklang. Statt dessen kamen schnelle Schlitten mit gut gefederten Sitzen in Mode. Der Rodel mauserte sich zum beliebten Wintersportgerät, und der Geschwindigkeitsrausch der Neuzeit entwickelte Schlittenarten, die durch künstlich angelegte Eiskanäle hindurchflitzen, daß selbst das Auge Mühe hat, ihnen zu folgen.

Doch auch die beschauliche Art des Schlittenfahrens findet in unseren Tagen seine Anhänger. Viele Touristen suchen die Ruhe der verschneiten Landschaften und lassen sich wie einst der schwermütige König durch den weichen Schnee fahren. M

KRISTINA DUNZ

Kraftwerk statt Stuhl

Bauhaus Dessau auf neuen Wegen

Mit seinem legendären Stahlrohrstuhl der 20er Jahre will das Bauhaus Dessau heute nur noch eins gemein haben: den Reformgedanken. „Es ist nun wichtiger, über die Reparatur oder Wiederverwendung alter Stühle, als über die Erfindung neuer nachzudenken“, umreißt Direktor Rolf Kuhn die Aufgabe des Bauhauses der 90er Jahre. Die heutigen Bauhäusler entwickeln vielseitige beachtete Projekte zur ökologischen Krisenregion Bitterfeld oder zu heruntergekommenen Altstadt- und Plattenbauvierteln.

Es entspreche dem Geist von Gropius, traditionelle Wege zu verlassen und experimentell und beispielhaft Neues zu versuchen, sagt Kuhn. Das Bauhaus wolle sich von Technik- und Fortschrittsgläubigkeit lösen und Naturkreisläufe, Kultur und soziale Lebensräume ganzheitlich betrachten.

Eine der jüngsten Arbeiten ist ein Konzept zur Entwicklung der von einem Braunkohlekraftwerk der 30er Jahre geprägten kleinen Gemeinde Vockerode nahe Dessau. Studenten und Professoren aus Miami (USA) und Stuttgart entwickelten dazu im Bauhaus einen auch von der Kommune akzeptierten Plan, das stillgelegte Kraftwerk nicht abzureißen, sondern als Energieforschungszentrum oder Museum zu nutzen.

Auch im Bauhaus selbst stehen Reformen ganz oben. Die Akademie gibt Professoren und Studenten inzwischen keinerlei Zeitvorgaben mehr für die Dauer ihres Aufenthalts. Aber: sie können nur so lange bleiben, wie sie dem Bauhaus nutzen. M

WOLFGANG JUNG

Erleben aus zweiter Hand

Melancholische Stimmung unter den Deutschen

Die Stimmungslage deutscher Intellektueller scheint seit einigen Jahren bestimmt durch Melancholie. Etliche Publikationen zu diesem Stichwort erschienen, seit 1988 Robert Burtons grundlegendes Werk von 1621/51 wiederentdeckt wurde („Anatomie der Melancholie“). Der Zusammenbruch der „realsozialistischen“ Staaten hat den Trend nur verstärkt. Ein aktueller Roman, der dieses schwermütige Lebensgefühl widerspiegelt, ist „Niemandland“ von Wolfgang Bittner — der Titel verweist auf die „Heimatlosigkeit in Deutschland“. Bemerkenswerterweise läßt der in Köln lebende fünfzigjährige Autor, der schon mehrere Romane veröffentlichte, sein neues Werk in einem Leipziger Verlag erscheinen. Die deutsche Vereinigung wird jedoch erst in den — angehängt wirkenden — Schlußpassagen erwähnt, die entscheidenden Depressionen erleidet der Ich-Erzähler Anfang der achtziger Jahre.

Seine Schwermut wird schon auf der ersten Seite erkennbar: „Ich grüble, überlege, aber die Schlußfolgerungen aus diesem Gefühl der Unzufriedenheit bleiben undeutlich, und die verwirrende, beängstigende Unsicherheit der letzten Tage und Wochen nimmt wieder zu“. Der Zweifel hat physische Konsequenzen: „Warum essen, trinken, schlafen? Warum denken, warum lieben, warum hassen? Wozu das alles? Ein Berg von Vergeblichkeit, von Abfällen, Schweiß, Blut und Exkrementen. Ich bekomme keine Luft mehr, die Umgebung schwimmt vor meinen Augen.“

Abgeleitet wird diese Krise jedoch nicht aus eigenen Erfahrungen, sondern aus Medienberichten über Menschenrechtsverletzungen, Aufrüstung und Umweltverschmutzung, auch aus Begegnungen mit Freunden. Da gibt es den Rechtsanwalt, der nach einer kritischen Äußerung über Kaufhaus-Werbemethoden seine Klienten verliert, den Gastwirt, der die Kooperation mit dem Verfassungsschutz verweigert und dessen Wirtschaft angezündet wird, den Journalisten, der diesen Fall aufdeckt und dann keine Aufträge mehr bekommt.

Der Erzähler versucht, durch die Aufarbeitung seiner Entwicklung und damit der deutschen Geschichte die Gegenwart zu analysieren. So beschreibt er seine Kindheit in Schlesien, sein Nachkriegsleben als Flüchtlingskind, seine Studententzeit vor 1968, die Konfrontation mit ehemaligen NS-Juristen. Schließlich flüchtet er aus Deutschland nach Mexiko, wo die Lektüre kritischer Berichte über die koloniale Ausbeutung wirkliche Erlebnisse ersetzt. Nach der Rückkehr bessert sich seine Stimmung durch die Begegnung mit einer alten Frau, die er vor dem Selbstmord bewahrt, und die Aufweicheung des Ost-West-Konfliktes. So endet das Buch arg pathetisch mit der „Hoffnung, das alles besser werde“.

Plausibel motiviert ist diese Wendung genauso wenig wie die Melancholie zuvor. Es bleibt bei diffusen Gefühlen, zur tieferen Analyse kommt es nicht. Vielleicht ist dieses Erleben „aus zweiter Hand“, das die Gegenwartsebene des Romans bestimmt, aber unreflektiert geschildert wird, das eigentliche Problem. Der Mangel an Erfahrung führt zu dem folgenlosen schwermütigen Grübeln des ich-Erzählers, das sich in einem Leser, der die Perspektive übernimmt, fortsetzen kann. Dies scheint der aktuellen Situation der kritischen Linken exakt zu entsprechen. Damit ist Bittners Buch ein interessantes Zeitdokument — aber alles andere als eine große literarische Leistung. M

Wolfgang Bittner: Niemandland. Roman. Forum Verlag, Leipzig, 280 Seiten, 34 DM.

KATHRIN SCHWEDLER

Er hat keine Form

Neue Biographie zu Peter Altenberger

Diese Stimme haben wir noch nie vernommen; hier spricht jemand, den wir nicht mehr vergessen können“. So schrieb einst der Feuilletonist Hermann Bahr über einen seiner Wiener Zeitgenossen. Kennen Sie Peter Altenberg? Immerhin hat es dieser „Afrikaforscher des Alltäglichen“ zum fragwürdigen Ehrentitel eines „Originals“ gebracht. Als solches setzte man ihm in seinem Lebensstammsitz, dem Café Zentral (Herrengasse) als Pappmaché-Figur ein sentimentales geschmackloses Denkmal.

Kaum einer der auswärtigen Touristen wird aber wissen, wer dieser etwas heruntergekommene Typ mit dem Seehundschmuckbart, dem Künstlerschal und den karierten Hosen gewesen ist. Rentiert sich also die Frage — „Wer war Peter Altenberg?“ — überhaupt?

Der Connoisseur ruft emphatisch — ja! Und die Neuauflage der Biographie dieser schillernden Persönlichkeit von Camillo Schaefer kommt vielleicht zur rechten Zeit. Altenberg, der 1859 als Richard Engländer geboren wird, und im Januar 1919 mit der Donaunomarchie zugleich von der Bühne des Lebens abtritt, war immer so etwas wie ein Reagenz. Niemand polarisierte seine Umwelt so wie der Verfasser von tausenden Kurztexten der sogenannten „kleinen Form“.

Erst in Zeitungen, dann gesammelt in Büchern erschienen jene Minidramen, Fünf-Minuten-Szenen, Aphorismen und Splitter, in denen ein Seismologe die filigranen Ausschläge des damaligen Zeitgeistes aufzeichnete.



Altenberger „erforscht Afrika“

„Die Geburt der Seele“ nennt Camillo Schaefer daher sein leicht bearbeitetes und um Fotos bereichertes Buch. Kenntnisreich werden die Bilderbögen der Wiener Jahrhundertwende aus dem „inner circle“ der Kaffeehausliteratur ausgeleuchtet. Die inzwischen vergriffene Biographie „Leben und Werk“ von Hans Christian Kosler (Büchergilde Gutenberg) ging in einer vitalen Vermischung von Texten, Kommentaren und Fotos einen anderen Weg. Gisela von Wysocki erlaubt sich in dem als Fischer-Taschenbuch erhältlichen Band „Bilder eines befreiten Lebens“ eine gesellschaftliche wie politische Ausdeutung Altenbergs. Von Egon Friedell, dessen Altenberg-Biographie „Ecce homo“ selbst schon ein Stück Zeitgeschichte ist, stammt wohl die liebevollste, böseste und zugleich treffendste Beschreibung von P. A.: „Er ist kein Lyriker, denn er hat keine Form. Er ist kein Epiker, denn er hat keine Handlung. Er ist kein Philosoph, denn er hat kein System. Seine Gedanken sind barock, sein Stil salopp, seine Pathetik überheiß. Und im Leben ist er ein Narr.“ M

Camillo Schaefer: „Peter Altenberg, oder Die Geburt der Seele“. Amalthea Verlag, Wien, 221 Seiten, 34 DM.

THOMAS SCHÖNE

„Nicht gespart um gute Bücherhäuser“

In Halle steht Deutschlands älteste evangelische Kirchenbibliothek

Es soll nicht gespart werden um gute Bücherhäuser sonderlich in den großen Städten, die solches wol vermögen, zu verschaffen“, empfahl Martin Luther seinen Anhängern im Jahre 1524. Neben Bibelausgaben in allen Sprachen wollte der Reformator in den zukünftigen Bibliotheken die Ausgaben der griechischen und lateinischen Klassiker nicht missen.

In Halle begann 1552 Sebastian Boetius, Pfarrer an der Marktkirche, mit dem Kauf der deutschen und lateinischen Werke Luthers. Damit legte er den Grundstock für die Marienbibliothek, die heute nach Angaben des Verbandes der Archive und Bibliotheken der Evangelischen Kirche als größte historische Kirchenbibliothek Deutschlands gilt. Durch Käufe und Schenkungen wuchs der Buchbestand schnell. Heute umfaßt die 1850 aus Geldmangel abgeschlossene Sammlung rund 27 000 Bände, darunter 600 Drucke aus der Zeit bis 1500. Dazu kommen 289 Handschriften, eine spezielle Gesangsbuchsammlung aus dem 17. und 18. Jahrhundert sowie die Sammlung Hallensia mit fast 4 000 Titeln. Das älteste Stück der Marienbibliothek ist eine Pergamenthandschrift aus dem zehnten Jahrhundert. Geprägt wird die Bibliothek von der Fülle verschiedener Bibelausgaben, angefangen

von einer Tora-Rolle aus dem 14. Jahrhundert bis zu einem auf Seidenpapier gedruckten Neuen Testament aus China vom Beginn dieses Jahrhunderts. Zu den wertvollsten Stücken gehören die beiden ersten Ausgaben der Lutherbibel von 1534 und 1541 mit eigenhändigen Eintragungen Luthers.

In den Jahrzehnten seit dem Zweiten Weltkrieg ist es der Marktgemeinde trotz Geldmangels gelungen, den Bücherbestand vor Schäden zu bewahren. 1991 gründete sich der Freundeskreis der Marienbibliothek, dem inzwischen über 100 in- und ausländische Mitglieder angehören, darunter der aus Halle stammende ehemalige Außenminister Hans-Dietrich Genscher. Im selben Jahr erhielt die Bibliothek aus öffentlichen Mitteln 80 000 Mark. Davon konnten der Arbeitsraum modern ausgestattet und 200 dringend benötigte Nachschlagebände gekauft werden.

Bis zur Gründung der Universitätsbibliothek 1694 war die Marienbibliothek die einzige öffentliche wissenschaftliche Bibliothek in Halle. Sie wurde in der Marktkirche aufbewahrt, bis 1608 ein eigenes Gebäude am Rande des Marktplatzes errichtet wurde. Der Renaissancebau wurde 1888 abgebrochen. An seiner Stelle entstand 1889 das heutige Bibliothekshaus. M